

INKEN BALLER UND HINRICH BALLER

GROSSER BDA-PREIS 2023



Inken Baller, Foto: Till Budde, 2023

1967 gründeten Inken und Hinrich Baller ihr Architekturbüro, das sie bis 1989 gemeinsam führten. Im Zeitraum ihres gemeinsamen Schaffens realisierten sie in den 1970er und 1980er Jahren, vorwiegend in West-Berlin, knapp dreißig Gebäude.

Inken Baller, geboren 1942 in Tondern, Dänemark, schloss 1969 ihr Architekturstudium an der Technischen Universität Berlin ab. Ab 1985 war sie Gastprofessorin, ab 1989 ordentliche Professorin an der Gesamthochschule Kassel. Nach der Trennung von Hinrich Baller setzte sie ihre Tätigkeit als Architektin fort. Zu ihren bekanntesten Projekten zählt das Gebäude der WeiberWirtschaft (1992–95) in Berlin. Von 1996 bis 2007 leitete sie den Lehrstuhl für Entwerfen und Bauen im Bestand an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg (BTU), an der sie auch als Vizepräsidentin für die Lehre tätig war.



Hinrich Baller, Foto: Till Budde, 2023

Hinrich Baller, geboren 1936 in Stargard, Pommern, studierte zunächst Musik an der damaligen Berliner Hochschule für Musik, heute Universität der Künste Berlin, und später Architektur an der Technischen Universität Berlin. Nach seinem 1964 abgeschlossenen Studium arbeitete er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Bernhard Hermkes an der TU Berlin und lehrte von 1972 bis 2001 als Professor für Architektur an der Hochschule für bildende Künste Hamburg. Ab 1966 war er als freier Architekt tätig, von 1967 bis 1989 zusammen mit Inken Baller. Nach 1989 führte er seine Arbeit mit seiner jetzigen Frau Doris Baller fort. Gemeinsam mit ihr entstanden zahlreiche Projekte, darunter die Spreewald-Grundschule, ein Kindergarten und Wohngebäude am Winterfeldtplatz in Berlin-Schöneberg.
urban fragment observatory

INHALT

Der Große BDA-Preis	2	LAUDATIO	
Begründung der Jury	3	Georg Vrachliotis	16
BAUTEN		INTERPRETATIONSRÄUME	
Wohnhäuser Hundekehlestraße, Berlin	6	Inken Baller und Hinrich Baller im Gespräch mit Elina Potratz	26
Umbau Kottbusser Damm, Berlin	8		
Wohnhäuser Fraenkelufer, Berlin	10		
Philosophisches Institut der Freien Universität, Berlin	12	Impressum	36
Carl Schuhmann Doppelsporthalle, Berlin	14		



DER GROSSE BDA-PREIS

Was bedeutet der Große BDA-Preis im Jahr 2023? Welche Botschaft möchte der BDA und die von ihm eingesetzte unabhängige Jury damit aussenden? Die Reihe der bisherigen Preisträger stellt eine Verpflichtung dar – sie ist ein Spiegel der bedeutenden Architekturschaffenden in Deutschland und zum Teil auch darüber hinaus. Die Reihe wird sich verändern, diverser werden, so wie sich unser Berufsbild und unser Selbstverständnis als Architektinnen und Architekten verändert.

Somit ist die Entscheidung für Inken Baller und Hinrich Baller eine sehr gute Entscheidung. Die Jury legt Wert darauf, dass der Preis dem gemeinsamen Werk der beiden Ballers gelten soll, also für die Zeit ihrer Zusammenarbeit bis 1989. In diesem Zeitraum haben die beiden ein ganz eigenständiges, ja eigenständiges Verständnis des sozialen Wohnungsbaus grundgelegt, das so noch nie gesehen worden war.

Eine verdienstvolle Ausstellung im Deutschen Architektur Zentrum DAZ im Frühjahr 2022, die von dem jungen Kollektiv ufoufo kuratiert wurde, hat die Architektur von Inken Baller und Hinrich Baller wieder ins Bewusstsein gehoben. Ausstellung und Publikation haben gezeigt, wie fundiert das Werk der Ballers konzipiert und realisiert wurde. Überraschend war zudem, welche Aktualität und damit Anschlussfähigkeit an die aktuellen Fragen des Wohnungsbaus das gebaute Werk der Ballers hat.

Nach dem Großen BDA-Preis 2020, der – mit pandemiebedingter Verspätung – erst 2022 in Köln an Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal vergeben wurde, erhält nun erneut ein Duo aus Architektin und Architekt den Preis. Die Ehrung wird als Goldmedaille verliehen, die Daidalos und einen Irrgarten in Anlehnung an das Labyrinth von Knossos zeigt. Der geniale Erfinder, Baumeister und Konstrukteur Daidalos war durch die Jahrhunderte Symbolfigur des Berufsstands.

Susanne Wartzack, Präsidentin des BDA

BEGRÜNDUNG DER JURY

Die Jury würdigt das gemeinsame Werk von Inken Baller und Hinrich Baller als eigenständige und ökologisch geprägte Entwurfshaltung, die unter den Bedingungen des sozialen Wohnungsbaus zu erstaunlichen Lösungen jenseits des Mainstreams führte. Durch konsequente Optimierung konstruktiver Mittel konnten Flächengewinne erzielt werden, die zu einer erhöhten Qualität der Wohnungsgrundrisse und -zuschnitte im gegebenen Kostenrahmen führten.

Die daraus resultierende eigenständige Ästhetik war im Berufsstand nicht unumstritten, wurde in weiten Teilen der Bevölkerung aber als überaus populäres Markenzeichen der West-Berliner Szene wahrgenommen.

Als experimentelle Reallabore mussten diese Bauten gelegentlich an die Grenzen der anerkannten Regeln der Technik stoßen. Mit zeitlichem Abstand lässt sich diese Architektur aber aufgrund ihrer Haltung als heute noch vorbildlich begreifen: aufmüpfig, fröhlich, sozial und von eigenwilliger Schönheit.

Mit ihrer Lehrtätigkeit in Kassel und Cottbus führte Inken Baller überdies ein Rollenmodell für einen selbstbewussten und gleichberechtigten weiblichen Zugang zur Architektur vor, das Generationen von Studentinnen zum Vorbild diente.

*Dipl.-Ing. Susanne Wartzack
Präsidentin des BDA, Dipperz/Berlin*

*Medine Altiok
Architektin BDA, Aachen*

*Maren Harnack
Frankfurt University of Applied Sciences*

*Gregor Sunder-Plassmann
Architekt BDA, Kappeln*

*Georg Vrachliotis
TU Delft*

BAUTEN

HUNDEKEHLESTRASSE

KOTTBUSSE DAMM

FRAENKELUFER

PHILOSOPHISCHES INSTITUT

DOPPELSPORTHALLE

WOHNHÄUSER HUNDEKEHLESTRASSE

Wie wenigen anderen Architekten gelang es Hinrich und Inken Baller bereits sehr früh, Struktur und Qualitäten der Berliner Mietshausbebauung zu erkennen, in betont eigenständiger Handschrift neu zu interpretieren und damit zukunftsfähig zu machen.

Während ab Beginn der sechziger Jahre die berüchtigten hygienischen Verhältnisse der in die Tiefe der Blöcke entwickelten, geschlossenen Bebauung durch Flächensanierung beseitigt und durch aufgelockerten Städtebau nach modernen Grundsätzen ersetzt werden sollten, suchten die Ballers abseits des Mainstreams bereits Anfang der siebziger Jahre einen sensibleren architektonischen Ansatz, mit dem innerhalb des bestehenden Gefüges ein zeitgemäßes Weiterbauen möglich werden sollte.

Mit diesem Ansatz setzten sie sich bereits sehr früh deutlich von der Haltung anderer in der Berliner Architektenschaft ab. Eine Wiederherstellung historischer Straßenräume als rein städtebauliche Zielstellung ohne Neubewertung des architektonischen Potentials der ursprünglich konstituierenden Typologie war in ihren Augen nicht ausreichend.



Die mit der Brandwandbebauung und den Lückenschließungen am Fraenkelufer im Rahmen der Internationalen Bauausstellung IBA 1984/87 schlagartig überregional bekannt gewordene, vermeintlich idiosynkratische Formensprache ihrer Ergänzungen im gründerzeitlichen Bestand verführt allerdings dazu, die eher schrittweise Herangehensweise zu übersehen, die anhand einer Vielzahl vorlaufender kleinerer Projekte bereits in den siebziger Jahren systematisch ausgereift wurde. Dazu gehören die Entwicklung der Grundrisse in die Tiefe des Blockinnenraums, eine sorg-

fältige Lichtführung über gekrümmte Querwände, die organisch anmutende Auffächerung bei gleichzeitiger Tiefenstaffelung, Terrassierung und Aufständerdung der Wohnbereiche über zum Parken genutzten Luftgeschossen sowie eine ausgemagerte Konstruktion aus Fertigteilen mit großzügiger Verglasung.

Mit dem Projekt Hundekkehlestraße entstand 1973 dazu ein erster exemplarischer Stadtbaustein, der bereits alle Aspekte beinhaltet, die in späteren Werken der Ballers aufgenommen und weiterentwickelt



Planungs- und Bauzeit
1973, 1976

Bauherrschaft
Botag AG

Adresse
Hundekehlestraße 5 – 6
14199 Berlin

Fotos
urban fragment
observatory,
Reinhard Friedrich

wurden, allerdings hier noch ohne die auf Einfügung in den historischen Bestand gerichtete Formensprache der Ansichten. Mit orthogonalen seitlichen Brandwandabschnitten von etwa zwölf Metern im Vorderhaus und sechs Metern an den Stirnseiten der frei geformten Seitenflügel ist der Entwurf kompatibel mit dem überkommenen Maßsystem des Berliner Mietshauses nach den Mustergrundrissen von Gustav Assmann (veröffentlicht im Zusammenhang mit dem Hobrecht-Plan 1862) und kann durch Reduzierung oder Erweiterung des Rapports gleichwertiger Zim-

mer zur Straße ohne weiteres auf andere Parzellenbreiten eingestellt werden.

Orthogonal zur Außenwand angeordnete Mauerwerkschotten auf Stahlbetonstützen unterscheiden das gewählte konstruktive System dagegen diametral von der konventionellen Mauerwerksbauweise des klassischen Mietshauses mit seinen tragenden Außen- und Mittelwänden. Das System erlaubt vielmehr die vollständige Verglasung der zum Hof frei aufgefächerten und zur Straße mit durchlaufend hervortretenden Geschoss-

decken, Erkern, Balkonen und expressiv auskragenden Pflanztrögen gestalteten Fassaden, die fast strukturalistisch in Dachzone, zwei Regelgeschosse und Luftgeschoss mit Stellplätzen als Sockel gegliedert sind.

Thomas Kaup

UMBAU KOTTBUSSE DAMM



Die Architektur-Publizistik hat sich Ende der 1970er Jahre ungewöhnlich deutlich für den Erhalt der ausgebrannten Kriegerstätte Kottbusser Damm 2–3 mit einer Fassade von Bruno Taut stark gemacht. Bauwelt-Chefredakteur Ulrich Conrads forderte 1977 ein Umdenken der Bauaufsicht, um den soeben präsentierten Baller-Entwurf genehmigungsfähig zu machen. 1981 räumte die Bauwelt Hinrich Baller drei Seiten ein, auf denen er bürokratische Behinderungen und undurchsichtige Verhältnisse auf Auftraggeberseite beim zwischenzeitlich

erfolgten Bau anprangerte. Der Kunsthistoriker Tilmann Buddensieg hatte sich zuvor im Jahr 1977 in der FAZ zwar einen Seitenstich nicht verkneifen können, mit dem er die beobachtete „kostspielige Restaurierung von Allerweltsdekor und Dutzendstück“ in der Nachbarschaft kritisierte und damit die zeittypische Verachtung des Historismus weiterschrieb, aber er setzte sich eben auch gegen den Abriss der Kriegerstätte ein, die er als Teil des damals wenig beachteten Frühwerks Bruno Tauts in eine Reihe mit Schinkel und Messel stellte.



Die Geschichte ist gut ausgefallen: Der vormalige Eigentümer, der 1976 bereits einen Bauvorbescheid mit Abrissgenehmigung erwirkt hatte, verkaufte das Grundstück entnervt, was den Weg frei machte für die Realisierung des Entwurfs von Inken Baller und Hinrich Baller. Dieser war auf Initiative des Landeskonservators Helmut Engel entstanden und ermöglichte einerseits den Erhalt der Taut-Fassade und andererseits den Bau wirtschaftlich darstellbarer Wohnungen. Der Trick, mit dem dies gelang, ist typisch für die innovative und unerschrockene Denke der Bal-



Planungs- und Bauzeit
1976-1981

Adresse
Kottbusser Damm 2-3
10967 Berlin

Fotos
Benedikt Hotze,
urban fragment
observatory

lers: Das Vorderhaus wurde nur auf eine Gebäudetiefe von sechs Metern erhalten beziehungsweise in den oberen Geschossen rekonstruiert, die dahinter liegende Substanz (die nicht von Taut stammte, sondern vom Bauunternehmer Arthur Vogdt) wurde abgerissen und durch einen Neubau ersetzt. Der Knackpunkt dabei waren die Raumhöhen: Die vorne vorgegebenen vier Meter mussten mit den dahinter geplanten, im sozialen Wohnungsbau üblichen 2,50 Meter vermittelt werden. Die Lösung bestand in internen Versprüngen und versetzten Geschossen mit sechs oder

zwölf wohnungsinternen Differenzstufen. Genau dies wäre aus Fluchtweg-Gründen eigentlich nicht genehmigungsfähig gewesen, weswegen die Berliner Bauordnung durch eine entsprechende „Lex Baller“ ergänzt wurde. So konnten vorne vier und hinten sechs Vollgeschosse gebaut werden; jede Wohnung profitiert von einem hohen Raum zur Straße hin.

Angesichts der im Stadtraum so präsenten Taut-Fassade stellt sich die Frage nach der Authentizität heute nicht mehr, wäre der Bau doch um ein Haar abgeris-

sen worden. Oder, wie Hinrich Baller 1981 schrieb: „Die Bewahrung des aktuellen Gebrauchswertes traditioneller Raumvorstellungen und Utopien scheint wichtiger als der buchstäbliche Erhalt der Bausubstanz.“

Benedikt Hotze

WOHNHÄUSER FRAENKELUFER



Im Sommer 1989 vibrierte in Kreuzberg die Luft. Zwar dachte noch niemand an einen Mauerfall, aber in der Mitwohnzentrale in der Wiener Straße erschienen erstaunlich viele DDR-Bürger unterhalb des Rentenalters, die nach Wohnraum fragten.

Die Mitwohnzentrale hatte damals auch eine Wohnung am Fraenkelufer im Programm. Fraenkelufer? Tatsächlich in der Brandwandbebauung von Baller und Baller, einem ihrer bekanntesten und beeindruckendsten Bauten, damals gerade fünf

Jahre bezogen. Die Ballers waren Lieblinge der West-Berliner Alternativszene, während manche Architekten und Studierende die Fassadengestaltungen für manieriert hielten. Aber wer diese Wohnungen dann von innen sehen konnte, erlebte diese Architektur ganz anders, als man sie zu kennen glaubte: Zweigeschossige Wohnräume, kleine Höhenversprünge, fast keine gerade Wand, untermillierte Raumnutzungen und ein intensiver Naturbezug: Dass so etwas im Regelwerk des sozialen Wohnungsbaus möglich war, löst bis heute Erstau-

nen und Hochachtung aus – auch wenn natürlich konzediert werden muss, dass Experimente es unter den Bedingungen der Ausstellung IBA 1984/87 leichter haben mochten als anderswo. Andererseits: Zweigeschossige Wohnräume hatte zur Interbau 1957 in Berlin nicht einmal ein Le Corbusier durchsetzen können...

Der Block 70, wie er im Planungsjargon hieß, war auf Abriss entmietet worden, obwohl die gründerzeitliche Substanz bis auf wenige Ausnahmen den Krieg überstanden hatte. Mit der IBA



Planungs- und Bauzeit
1980 – 1984

Bauherrschaft
GSW

Adresse
Fraenkelufer 26,
38–44 10999 Berlin

Fotos
Benedikt Hotze,
urban fragment
observatory

kam die Abkehr von der Flächensanierung; die Bauten blieben stehen, und da sie inzwischen einem öffentlichen Träger gehörten, konnte der Block im Ganzen einheitlich saniert werden. Bei einem Gutachterverfahren gewann zunächst der Vorschlag von Álvaro Siza Vieira, und erst in der Bürgerbeteiligung schwenkte die Planung um auf den Entwurf der Ballers.

Dieser besteht aus vier Neubauten: Zwei Baulücken zum Landwehrkanal wurden durch neue Torhäuser geschlossen. Eine Baulücke an der Ecke Fraenkelufer/

Admiralstraße wurde mit einem zeichenhaften Eckhaus bebaut. Und an die lange Brandwand im Innenhof lehnt sich ein in drei Einzelhäuser aufgeteilter langer Riegel an. Nicht zuletzt wurden die vorhandenen Altbauten renoviert und modernisiert.

Ein ganz wesentlicher Bestandteil des Entwurfs ist die landschaftsarchitektonische Behandlung des großen, halböffentlichen Hofraums, ebenfalls nach Entwurf der Ballers. „Ohne Mauern und Zäune entstehen organisch angelegte Zonen und Nischen für vielfältige Nutzun-

gen zwischen öffentlichem und privatem Leben“ (ufoufo im Katalog „Visiting. Inken Baller & Hinrich Baller. Berlin 1966-89“, Köln, 2022). Ein Wiederbesuch an einem Frühlingstag 2023 zeigt: Es wird genau so angenommen und genutzt; der Hof des „Fraenkelufers“ lebt und vibriert in fast unwirklicher Ruhe. Ein urbanes Erlebnis mitten in Kreuzberg.

Benedikt Hotze

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN PHILOSOPHISCHES INSTITUT

Planungs- und Bauzeit
1980

Bauherrschaft
Freie Universität
Berlin

Adresse
Habelschwerdter
Allee 30
14195 Berlin

Fotos
urban fragment
observatory,
Reinhard Friedrich



Gedanken brauchen Weite, um atmen zu können. Wie entwirft man also ein philosophisches Institut, das per se ein Ort des Denkens und der geistigen Welterkundung ist? Inken und Hinrich Baller haben mit ihrem Bau auf dem Gelände der Freien Universität im beschaulichen Südwesten Berlins eine, wenn man so will, typische Baller-Antwort gefunden. Schließlich ist die Leichtigkeit, das Filigrane ein Markenzeichen ihrer gern als etwas eigenwillig betrachteten Architektur. Keine formale Strenge, kein materielles Gewicht sollte den Geist einschnüren und beschwe-

ren. Das war die Idee. Auch der zweiten grundlegenden Aufgabe widmeten sie sich in ihrer typischen Sprache: mit der Natur kommunizieren, den Raum ins Grüne öffnen, mit Licht und Luft spielen. Und eine dritte Aufgabe stellte sich: Philosophie braucht nicht nur Raum, sondern auch die Möglichkeit des Rückzugs, einen Ort der Ruhe und inneren Einkehr. Auch dem wollten die Ballers gerecht werden. Aus diesem Dreiklang heraus zeichneten sie das Philosophische Institut, das auf dem an bedeutenden Werken reichen Gelände der Freien Universität auf

besondere Weise hervorsteht. Denn sie haben ein Gebäude verwirklicht, das wohl mehr als andere dem Versuch, der inhaltlichen Idee eines Universitätsinstituts eine architektonische Entsprechung zu geben, nahekommt.

Markant ist das mit tiefen Einschnitten geformte, wellenförmige Dach, das hier, zur Stadtseite an der Habelschwerdter Allee, das verglaste Foyer preisgibt. Eine Anwohnerinitiative hatte zuvor erfolgreich verhindert, einen voluminöseren Bau in Szene zu setzen, zu groß war die



Befürchtung, die geliebte Villengegend empfindlich zu stören. So blieb es an der Straßenfront bei einem Stockwerk. Immerhin schafft die doppelt gesetzte Glasfront zur großzügigen Eingangshalle eine Wintergartenatmosphäre. Auf der Rückseite jedoch haben Ballers dem Institut Tiefe und Höhe gleichermaßen gegeben. Das Untergeschoss gräbt sich in den Boden, über der großzügig geschnittenen, zum Garten voll verglasten Bibliothek befinden sich die Büros der Dozenten, die im Grunde eher Studierzimmer in klassischem Sinne sind. Refugien zum Den-

ken und Nachdenken, mit bodentiefen Fenstern in kleinen Nischen, atmosphärisch offen und intim zugleich. Die Bibliothek reicht über alle drei Stockwerke. Hier hatten Ballers ursprünglich weite Treppen vorgesehen, die die Studierenden zum Arbeiten nutzen sollten, mit Blick in den Garten. Es sind kleinere Areale geworden. Die Idee, den Gedanken einen Blick ins Grün zu gönnen, ist geblieben. Die Leichtigkeit des ganzen Baus wird auch dadurch betont, dass es im Inneren keine tragenden Wände gibt. Dadurch wirkt alles – und ist es theoretisch auch – ver-

änderbar. Wer möchte, kann an einem Frühlingstag all den Vogelstimmen lauschen und sich von den verspielten Details wie den stilisierten Blumenmotiven der filigranen, im Baller-typischen Mintgrün gehaltenen Geländer zum Philosophieren inspirieren lassen.

Carsten Dippel

CARL SCHUHMANN DOPPELSPORTHALLE



Die Schlossstraße in Charlottenburg bildet von der Knobelsdorffstraße bis zum Spandauer Damm eine noble Allee aus, die axial auf das Schloss Charlottenburg zuführt. Die fünfgeschossige Miethaussubstanz hier entstand größtenteils in den 1880er und 1890er Jahren. Auf dem breiten Mittelstreifen wird Boule gespielt, und in den Berlin-untypischen Vorgärten wird so manche Mollé unter Kastanienbäumen gezeichnet.

In diesem denkmalgeschützten Ensemble stand Anfang der 1980er Jahre in einer

Lücke an der Straßenfront der Neubau einer Zweifach-Turnhalle für die angrenzende, im Blockinneren gelegene Schule an. Die Geschichte, die hier zu erzählen ist, handelt wieder einmal von Inken Baller und Hinrich Baller als Troubleshooter beim Bauen im Bestand. Denn die Lücke war zu klein für zwei Turnhallen, außerdem sollte der bauliche Duktus der Nachbarschaft nicht gestört werden. „Aber der Vorschlag eines anderen Architekten (des Bauamts Charlottenburg, Anm. -tze), der Turnhalle eine Wohnfassade vorzublen- den, fand die Denkmalpflege auch nicht



so gut. Wir haben dann versucht, durch die Gliederung und die Art der Fassadengestaltung Bezug zu den angrenzenden Wohnbauten zu nehmen und gleichzeitig einen ganz eigenständigen Bau zu schaffen, der ganz deutlich seine Funktion zeigt“, erinnert sich Inken Baller in dem Sammelband „Berliner Portraits“ von 2019.

Die Ballers waren – auch hier: wieder einmal – durch den damaligen Landeskonservator Helmut Engel ins Spiel gebracht worden. Sie entwarfen eine gestapelte



Planungs- und Bauzeit
1982–1986

Bauherrschaft
Bezirksamt
Charlottenburg

Adresse
Schloßstraße 56
14059 Berlin

Fotos
urban fragment
observatory

Doppelturnhalle. Das Bauamt lehnte dies ab und führte ein Gutachterverfahren unter fünf anderen Büros durch, aus dem der – gar nicht beteiligte – Baller-Entwurf letztlich siegreich hervorging.

Der Baller-typisch aufgeständerte Bau „offenbart mit seiner Straßenfassade einerseits schon auf den ersten Blick die dahinter liegenden Sporthallen, nimmt andererseits mit Balkonen, der Feingliederigkeit der Fenster und den filigranen Geländern Anleihen aus der umgebenden Wohnarchitektur auf, wodurch die

Fassade eine Mittlerrolle zwischen Funktion und Kontext erlangt“ (ufoufo im Ausstellungskatalog „Visiting“ von 2022).

Benedikt Hotze

LAUDATIO

VON GEORG VRACHLIOTIS

Räumung von besetzten Häusern am
Fraenkelufer, 1981

Protestbanner der Friedensbewegung am
Philosophischen Institut,
Anfang der 1980er Jahre

Fotos:
Reinhard Friedrich



Das Schaffen von Inken und Hinrich Baller hat nicht nur das Architekturfeld bereichert, sondern auch das Stadtbild von West-Berlin nachhaltig geprägt und ökologische Aspekte in den Vordergrund gerückt. Alle ihre Projekte zeichnen sich durch eine einzigartige, inspirierende Handschrift aus – ästhetisch, städteplanerisch, aber insbesondere auch baupolitisch. Ihre Architektur ist frisch, lebensfroh und sozial geprägt, und sie strahlt eine ganz besondere Schönheit aus. Ihre Gebäude sind nicht nur über die Stadt verteilt, sondern sie sind noch immer

wahre Hingucker mit ihren verspielten Kurven und ornamentalen Elementen, die einen kontrastreichen Gegenpol zur umgebenden Architektur bilden. Sie schaffen eine harmonische Verbindung zwischen Innen und Außen, zwischen privatem und öffentlichem Raum, und entwerfen so eine einzigartige Atmosphäre, die die Bewohner umarmt und den Stadtraum wie ein inspirierender Gesprächspartner bereichert.

Die Jury des Großen BDA-Preises hat das Schaffen von Inken und Hinrich Baller

als eigenständig und ökologisch geprägt anerkannt. Ihre innovativen Ansätze im sozialen Wohnungsbau haben erstaunliche und ungewöhnliche Lösungen jenseits des Mainstreams hervorgebracht. Sie haben bewiesen, dass man ökologische und soziale Aspekte erfolgreich in den Wohnungs- und Städtebau einer sich wandelnden Stadt integrieren kann, ohne dabei Kompromisse bei der Gestaltung und räumlichen Qualität einzugehen. Durch geschickte Optimierung konstruktiver Mittel haben sie immer wieder raffinierte und zugleich effizientere Grund-



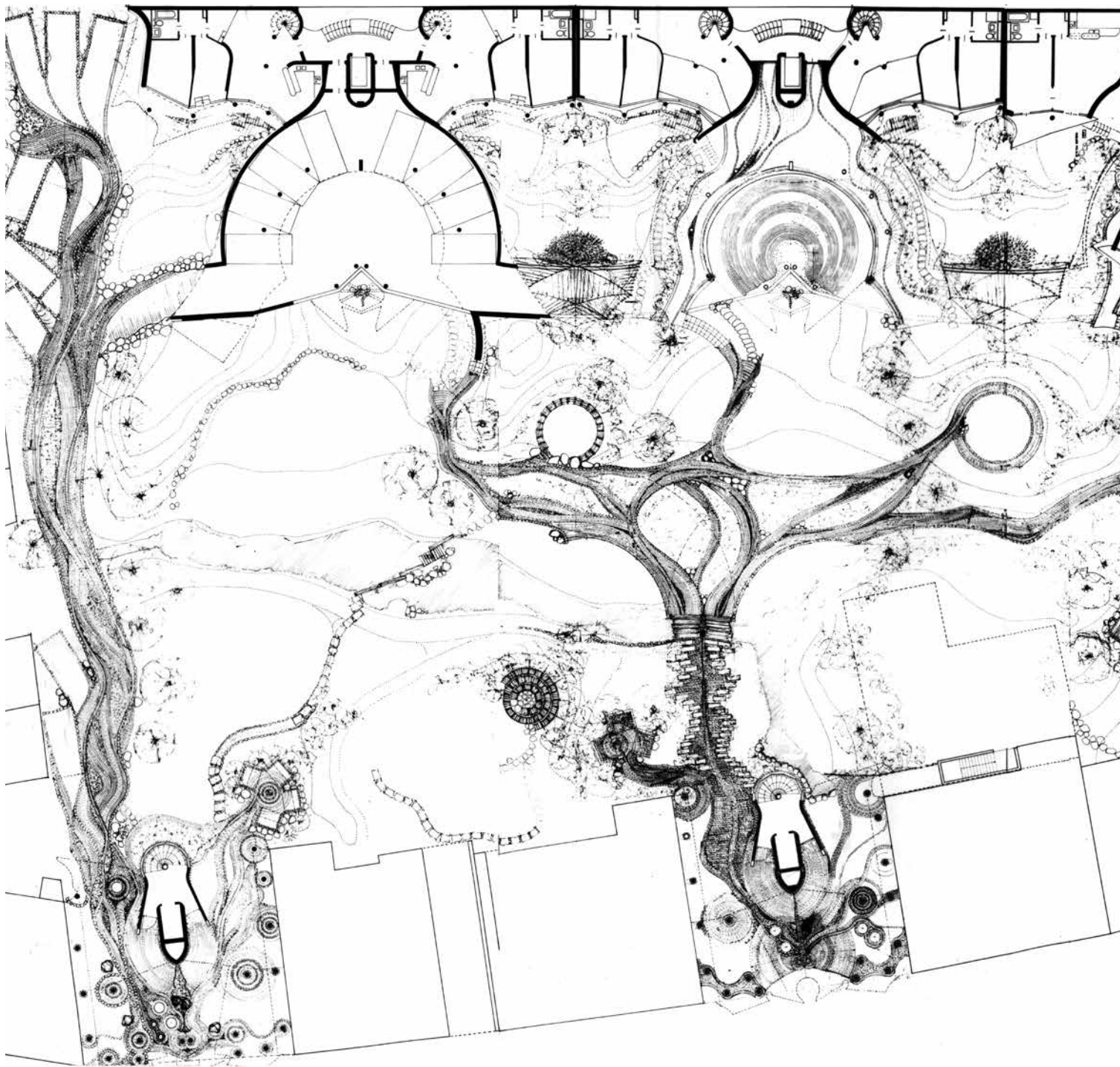
risse erreicht, die zu einer erstaunlich hohen Wohnqualität innerhalb des gegebenen Kostenrahmens führen.

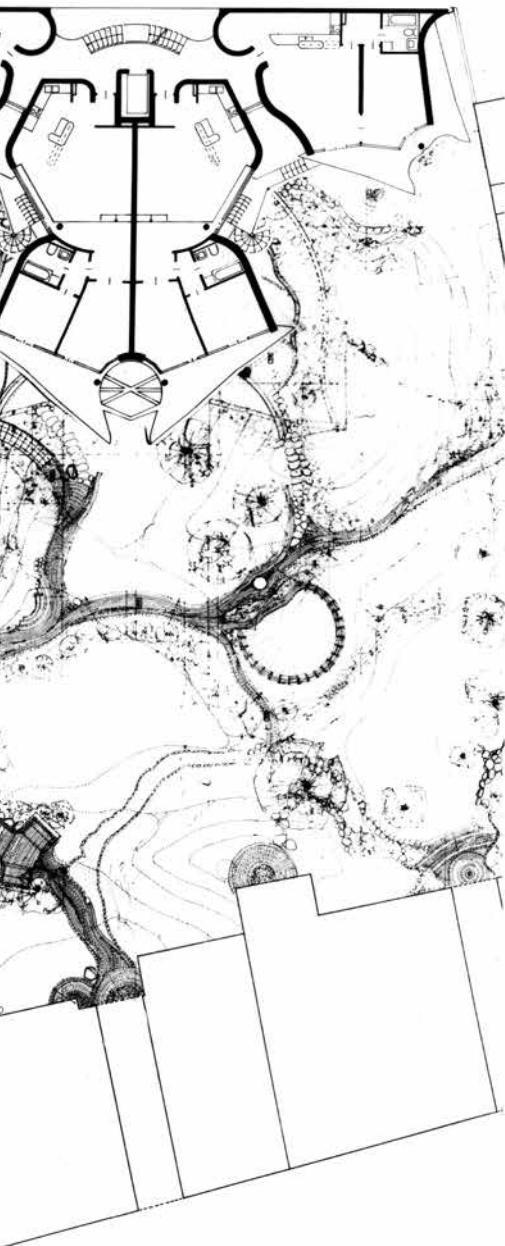
Damit hat das Schaffen von Inken und Hinrich Baller das kollektive Bewusstsein für nachhaltiges Bauen gestärkt und innovative Lösungen im sozialen Wohnungsbau vorgebracht. Sie haben Ressourcen effizient genutzt, natürliche Belichtung und Belüftung gefördert und nachhaltige Baumaterialien verwendet. Die detaillierte und angenehm opulente Gestaltung ihrer Fassaden ist eine weitere

herausragende Eigenschaft ihrer Architektur. Jedes Detail erfüllt nicht nur konstruktive und lärmschutztechnische Anforderungen, sondern verleiht der Fassade auch eine einzigartige Wirkung und Ausdruckskraft. Sie haben dabei ökologische Aspekte berücksichtigt und natürliche Materialien verwendet, um die energetische Effizienz der Fassaden zu optimieren. Ihre Entwürfe verbinden auf meisterhafte Weise Konstruktion und Gestaltung. Die tragenden Strukturen ermöglichen maximale Nutzfläche auf kleinstem Raum, ohne auf störende Wände angewiesen zu

sein. Diese ingenieurtechnischen Herausforderungen wurden in enger Zusammenarbeit mit dem Berliner Tragwerksplaner Gerhard Pichler gemeistert, der maßgeblich zu vielen Projekten beigetragen hat.

Pointiert formuliert: Inken und Hinrich Baller verstehen es, außergewöhnliche Grundrisse auf speziellen Grundstücken zu entwickeln und dennoch eine hohe Wohnqualität innerhalb der Stadt zu schaffen. Ihre Wohnungen bieten den Menschen Raum für Offenheit, Fantasie und Individualität. Sie ermöglichen es den

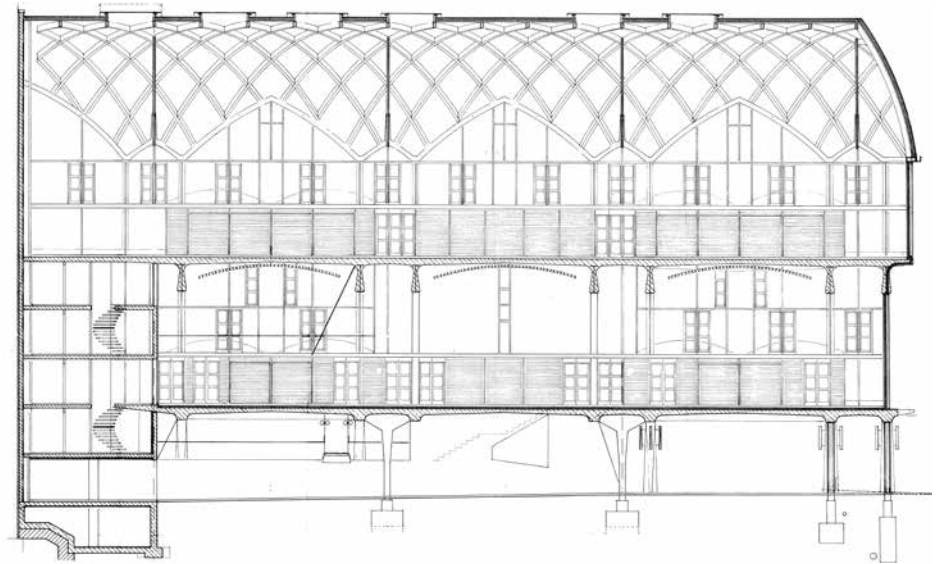




Wohnhäuser Fraenkelufer,
Gesamtplan Erdgeschoss mit Gartengestaltung

Carl Schuhmann Doppelsporthalle, Längsschnitt

Abbildungen:
Inken Baller, Hinrich Baller



Bewohnern, ihre eigenen Vorstellungen umzusetzen und dabei natürliche Materialien und ressourcenschonende Technologien zu verwenden, um ökologisch nachhaltige und ästhetisch ansprechende Wohnräume zu schaffen.

Und – so müssen wir zu Beginn des 21. Jahrhundert fragen –, ist das nicht der Kern unserer Disziplin? Geht es in der Architektur nicht darum, gemeinsam mit den Menschen einen bewohnbaren Ort für die Zukunft zu schaffen? Einen kollektiven Gesellschaftsraum, der soziale, politische, technologische und ökologische Fragen in Einklang bringt? Die Bauten von Inken und Hinrich Baller verkörpern diese Fragen wie vielleicht keine anderen Bauten in Berlin.

Einerseits sind die Wechselwirkungen zwischen Menschen und Umwelt dank immer besserer wissenschaftlicher Daten und

einem lebendigen Diskurs um das Anthropozän sehr gut dokumentiert. Wir können über Biodiversität, begrünte Fassaden oder Bienen in der Stadt sprechen. Wir haben Sensoren an den Bäumen und in den Pflanzen installiert und können buchstäblich dem Gras beim Wachsen zuzucken. Unser Wissen über die Umwelt war vielleicht noch nie so umfassend wie heute. Doch wie wir uns in der Architektur zu den vielen Erkenntnissen aus dieser Wissensproduktion gestalterisch verhalten, wie wir uns in der aktuellen Diskussion um die Bauwende aus der ästhetischen Sprachnot befreien können, scheint noch nicht wirklich klar. Die Bauten von Inken Baller und Hinrich Baller markieren einen interessanten Ausgangspunkt, von dem wir die Ästhetik der Zukunft neu denken und verhandeln können.

Mit ihren offenen Räumen und ihrem städtebaulichen Feingefühl erinnern sie

Wohnhäuser Fraenkelufer,
Richten des Dachstuhls am
Brandwandgebäude

Philosophisches Institut, Guss
der Betonschale des Daches

Carl Schuhmann Doppelsport-
halle, Montage der Dachbinder

Fotos:
Reinhard Friedrich



uns daran, dass es beim Entwerfen nicht nur um die technische Beherrschung von Zeit und Raum geht, sondern in erster Linie um die Organisation einer menschlichen Zeit und eines menschlichen Raums. Doch was bedeutet „menschlich“ in Zeiten planetarischen Denkens und mit Blick auf die dringend erforderliche Bauwende? Macht uns der Klimawandel nicht jeden Tag deutlich, dass der Mensch gerade nicht mehr das Maß aller Dinge sein darf? Und verspricht die Bauwende nicht nur eine neue datenbasierte Umweltökonomie, sondern auch eine

neue datenbasierte Umweltästhetik? Wie auch immer wir diese Fragen in der Architektur beantworten werden, fest steht: Die Bauwende ist ein gesamtgesellschaftliches Vorhaben vollkommen neuen Typs und Maßstabs und mit einer ganz eigenen Zeitlichkeit. Wenn man so will, ist die Bauwende ein groß angelegtes Mehrgenerationenprojekt, dessen wissenschaftliche und umweltpolitische Ziele zwar bekannt sind, es jedoch nicht klar ist, wie wir diese Ziele in der Architektur auch ästhetisch umsetzen können – und womit. Was uns in der Architektur also anscheinend fehlt,

sind die dafür notwendigen Praktiken und neue experimentelle Verfahren. Kurzum: Uns fehlen die ästhetischen Navigationsinstrumente, um neue Handlungsnarrative für die Zukunft zu entwickeln.

Damit gelingt es, gleich zwei Aspekte zu verbinden, die wir heute, über fünf Jahrzehnte später, erneut – oder sollten wir besser sagen: noch immer – diskutieren, wenn auch unter veränderten technologischen und gesellschaftlichen Vorzeichen: die Suche nach einem ästhetischen Gleichgewicht zwischen Architektur, Natur und



Technologie einerseits und nach der Stärkung eines ökologischen Entwurfsbewusstseins andererseits. Wenn man so will, ging es Inken Baller und Hinrich Baller um nichts Geringeres als um die Frage der ökologischen Ästhetik einer „Bauwende avant la lettre“, auch wenn derartige Gegenüberstellungen angesichts des schnellen technologischen Fortschritts immer etwas merkwürdig erscheinen. Die berechnete, doch keineswegs einfach zu beantwortende Frage, wo wir bei dieser Suche den Menschen verorten können und welche Rolle er dabei spielen wird, lässt sich

insofern nicht mehr so einfach beantworten, als dass noch nicht klar ist, nach welchen Parametern die ästhetische Dimension der Bauwende in Zukunft überhaupt zu bewerten sein wird. Sicher scheint jedenfalls, dass neue Aspekte wie beispielsweise Kreislaufdenken und Materialgerechtigkeit das ästhetische Spektrum unserer sinnlichen Wahrnehmung und Erfahrung zwar nicht ersetzen, doch zumindest grundlegend erweitern werden. Vielleicht, so ließe sich spekulieren, wird ressourcenschonendes und energieeffizientes Bauen sogar zu neuartigen ästhetischen Konventionen und

Wertesystemen führen. Die Bauwende wird womöglich erst dann in das ästhetische Bewusstsein der Architektur vordringen, wenn sie zu einer genuinen Frage des Entwurfs geworden ist, und das heißt, nicht nur graue Energie und CO₂, sondern eben auch das Zusammen- und Wiederauseinanderbauen zu berücksichtigen. Solange die Architektur gezwungen wird, sich an immer neue Regularien halten zu müssen, ohne diese auch in ihrer sinnlichen Dimension zu diskutieren, bleibt der architektonische Beitrag zur ästhetischen Diskussion der Bauwende ohne Wirkung.



Inken Baller und Hinrich Baller haben mit ihrem einzigartigen Werk nicht nur herausragende architektonische Qualitäten geschaffen, sondern auch eine tiefgreifende Veränderung in unserer Wahrnehmung von Baukultur bewirkt. Ihre Projekte sind mehr als nur Gebäude – sie sind Symbole für eine neue Ära des experimentellen Bauens, in der Ästhetik, Funktionalität und Nachhaltigkeit harmonisch miteinander verschmelzen.

Durch ihre innovativen Ansätze und ihr unermüdliches Streben nach ökologi-

scher und sozialer Verantwortung haben sie den Weg für eine Bauweise geebnet, die nicht nur auf technologischen Fortschritt setzt, sondern auch auf menschliche Bedürfnisse und die Balance mit unserer natürlichen Umwelt achtet. Ihre Architektur ist ein Bekenntnis zu einer lebenswerten Zukunft, in der die Bedürfnisse der Menschen im Einklang mit den ökologischen Herausforderungen stehen.

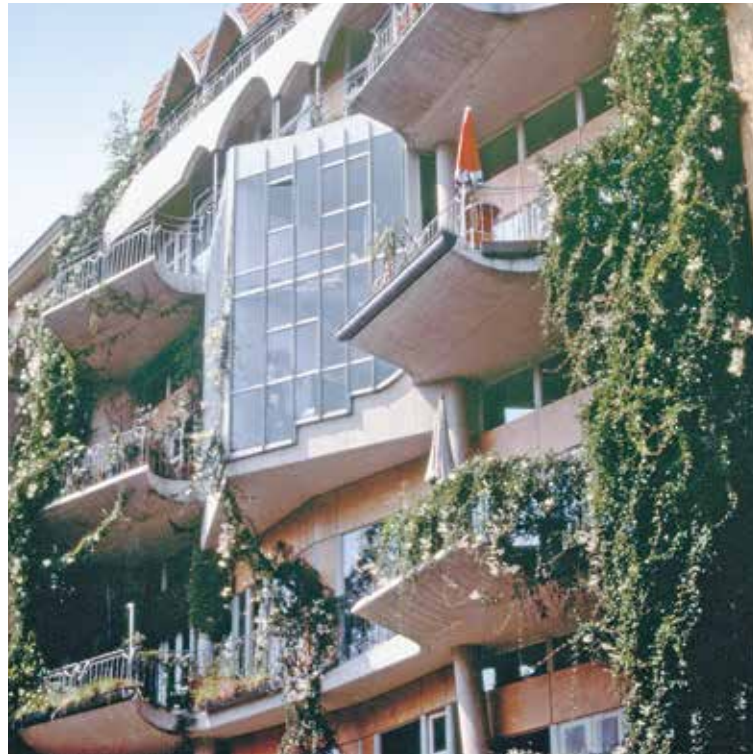
Sie haben Generationen von Architekten und Architektinnen inspiriert, ökologische Aspekte in ihre Entwürfe zu integ-

rieren und den sozialen Wohnungsbau als Raum für Gemeinschaft und Kreativität zu gestalten. Ihre Werke sind nicht nur architektonische Meisterleistungen, sondern auch Quellen der Inspiration für zukünftige Generationen, die nachhaltige und ästhetisch ansprechende Lösungen suchen.

Im Namen der Jury des Großen BDA-Preises und aller Anwesenden möchten wir Inken Baller und Hinrich Baller nicht nur unsere herzlichsten Glückwünsche aussprechen, sondern auch unseren aufrichtigen Dank. Denn sie haben mit



ihrem Schaffen eine neue Richtung für die Architektur vorgegeben und gezeigt, dass wir durch eine bewusste Gestaltung unserer gebauten Umwelt einen positiven Einfluss auf die Zukunft haben können. Ihr Werk ist eine Bereicherung für die Architektur, eine Inspiration für zukünftige Generationen und ein strahlendes Vorbild dafür, wie Ästhetik und Ökologie experimentell und erfolgreich miteinander vereint werden können.



Philosophisches Institut, Bibliothek mit direktem Ausgang in den Hof

Wohnhäuser Fraenkelufer, Wintergärten in den Torgebäuden

Fotos: Reinhard Friedrich

Prof. Dr.-Ing. Georg Vrachliotis hat an der Universität der Künste Berlin studiert, an der ETH Zürich promoviert und am dortigen Institut für Geschichte und Theorie der Architektur (gta) geforscht. Er kuratierte eine Reihe von Ausstellungen zum Œuvre von Frei Otto. 2014–2020 war er Professor für Architekturtheorie und ab 2016 Dekan der Fakultät für Architektur am Karlsruher Institut für Technologie (KIT) und ist heute ordentlicher Professor und Leiter der „Design, Data and Society Group“ an der TU Delft.

INTER- PRETATIONS- RÄUME

INKEN BALLER
UND HINRICH BALLER
IM GESPRÄCH
MIT ELINA POTRATZ

INTERPRETATIONSRÄUME

Wohnhäuser Fraenkelufer,
Maisonettewohnung mit
sechs Zimmern im Oberge-
schoss der Brandwandbe-
bauung, 1980er Jahre,
Foto: Reinhard Friedrich

Elina Potratz: Ich würde gerne unser Gespräch mit Ihren Anfängen im Berlin der späten 1960er-Jahre beginnen lassen. Wie haben Sie diese Zeit empfunden, was hat das für Ihren gemeinsamen Berufsstart bedeutet?

Hinrich Baller: Ich war damals Assistent an der TU Berlin, das war für damalige Verhältnisse nicht das gleiche wie ein Hochschullehrer, aber doch eine Menge. Ich hatte eine Studentin, Inken, und ich fand sie toll. Sie war irgendwie so nordisch und ganz anders als alle anderen... Ich hatte damals den Auftrag, für einen Kollegen meiner Schwester in der Schweiz ein kleines Häuschen zu bauen, das haben wir gemeinsam sehr ernst genommen. Inken übernahm dort die Bauleitung. Später übernahm sie sogar eine Zeitlang die Leitung der örtlichen Baufirma, das war ja das Beste überhaupt... (*lacht*)

Wie kam es denn dazu?

Inken Baller: Der Leiter der kleinen Baufirma war für mehrere Wochen zum Militär eingezogen worden, und das fiel genau in die Bauzeit unseres Projekts. Er war völlig verzweifelt und konnte es nicht abwenden, sodass wir uns einigten, dass ich für diese Zeit seine zwei anderen Baustellen ebenfalls übernehme – somit leitete ich sozusagen sechs Wochen lang seine Baufirma. Meine beste Voraussetzung dafür war eigentlich, dass ich vor dem Studium ein halbjähriges Praktikum auf dem Bau gemacht hatte, sowohl bei den Maurern, als auch bei den Zimmerleuten. Von der Hochschule her hatte

ich natürlich überhaupt keine Praxiserfahrung, so hatte ich manche schlaflose Nacht in der Schweiz

H.B.: Die Bauleitung für ein Einfamilienhaus konnte damals auch in der Schweiz natürlich nicht eine Studentin übernehmen. Ich war nahezu wöchentlich mehrere Tage vor Ort und engagiert. Mein Motorrad stand am Flughafen Stuttgart und ich konnte in gut drei Stunden vor Ort sein aus Berlin. Später habe ich bei einem Autotrödler in Berlin einen sehr gut erhaltenen VW Karmann Ghia erworben, den ich zwar mangels Führerschein nicht fahren konnte, aber ich übergab ihn Inken bei einem Berlin-Besuch mit allen Unterlagen, und von da an war sie als junge Frau mit Karmann Ghia etabliert. Inken hat uns in der Schweiz viele Fahrten ermöglicht und uns beiden viele schöne Stunden bereitet. Als Familienkutsche mit zwei Kindern hat der Karmann in Berlin noch viele Tage bereichert.

Wie muss man sich die Atmosphäre im Dunstkreis der Architekturfakultät der TU Berlin zu dieser Zeit vorstellen?

I.B.: Die andere Seite der 1960er-Jahre war der Bruch sowohl in der Hochschule wie auch in der Art und Weise, wie man mit Vergangenheit und mit Umbau umgeht. Es gab in dieser Zeit eine entscheidende Ausstellung mit dem Titel „Diagnose“ an der TU Berlin, bei der Hinrich eine maßgebliche Rolle gespielt hat. Dort wurden viele Themen, die eigentlich bis heute noch aktuell sind – wie zum Beispiel mehr Transparenz in der Baupolitik, Beteiligung der Betroffenen, eine andere

Bodenpolitik, Kritik an den peripheren Großsiedlungen und parallelen innerstädtischen Flächensanierungen –, angesprochen. Zudem spielte damals die Hochschulreform eine große Rolle, wir haben dadurch stärker in gemeinsamen Projekten und nicht mehr nur allein an Einzelprojekten gearbeitet. Auch abseits davon wurden die Hierarchien stark abgebaut. Professor Bernhard Hermkes, bei dem Hinrich Assistent war, war sehr offen für diese Entwicklungen.

Hat der damals herrschende Geist des Aufbruchs Einfluss auf Sie gehabt?

H.B.: Natürlich war ich allem aufgeschlossen, was neu war, aber das waren viele – das würde ich jetzt nicht zu sehr mit mir verbinden. Inken gehörte für mich damals schon zur nächsten Generation, also zu den Jüngeren, die noch studierten, während ich zu denen gehörte, die schon Assistenten waren und sich über ganz Deutschland hinweg untereinander kannten und auch in Kontakt waren.

I.B.: Wir jungen Leute waren natürlich nicht in den alten Netzwerken unterwegs. So waren es Zufälle, durch die wir an erste Bauten kamen – über Freunde und Verwandte. Eines der ersten Projekte war dann gemeinsam mit Gisela Schmidt-Krayer ein Wohnungsbau in Berghausen im Oberbergischen. Das war auch der erste Bau, der in der Bauwelt publiziert wurde. Dann erhielt plötzlich ein anderes Projekt von uns und Gisela in der Achenbachstraße in Düsseldorf einen Preis – das war ein ziemlicher Zufall, weil die Arbeit gar nicht eingereicht war, aber die



Jury war bei einer Begehung an unserem Projekt vorbeigekommen und hatte es spontan auserkoren.

Inwiefern hat sich das auf Ihre Arbeit ausgewirkt?

I.B.: Es hat uns einen kleinen Schub verschafft und uns hier in Berlin etwas bekannter gemacht. Damals war das Schweizer Büro Atelier 5 mit seinem verdichteten Wohnungsbau sehr aktuell. Und auch wir haben bei unserem Wohngebäude in Berghausen an einem Hang-Grundstück solche Terrassenhäuser als verdichteten Wohnungsbau entworfen. Das war für damalige Ver-

hältnisse, wahrscheinlich auch für den Ort, etwas zu ungewöhnlich. So wurde dann auch nur der erste Bauteil realisiert. Heute jedoch ist es sehr belebt und wirklich in einem sehr guten Zustand. Diese Verdichtung der Einfamilienhausgebiete würde man sich heute viel mehr wünschen. Schon damals gab es das Anliegen: keine Zersiedelung, hohe Verdichtung und die Landschaft rundherum intakt lassen...

Wir machen jetzt einen zeitlichen Sprung: Sie haben sehr viel im Bereich des sozialen und öffentlich geförder-ten Wohnungsbaus umgesetzt. War das eine bewusste Entscheidung?



H.B.: Nein, bewusst entscheiden konnten wir das so nicht. Und die Auftraggeber waren „nur“ klassische Bauherren, und das zum Teil glashart... Wir haben sie immer Abschreiber genannt – sie lebten davon, Steuern abzuschreiben und diese Grundstücke letzten Endes als fertige Wohnhäuser wieder zu verkloppen, zu beleihen oder weiß der Himmel was.

I.B.: Es war sozialer, geförderter Wohnungsbau. Aber Berlin hatte im Vergleich zur BRD zusätzliche Abschreibungsmöglichkeiten, zum Beispiel statt der üblichen zwei Prozent innerhalb der ersten vier Jahre 14 Prozent und in den nachfolgenden zehn Jahren vier Prozent. Das führte dazu, dass hier relativ viele Investoren tätig waren. Der eigentliche Hintergrund aber war, dass man den Wohnungsbau in Berlin ankurbeln wollte.

Wie kamen Sie mit diesen „Abschreibern“ zurecht?

H.B.: Wir waren hoch im Kurs, weil unsere Häuser als sofort vermietbar galten. Sie haben keinen Tag leer gestanden.

I.B.: Auch damals schon waren die Bodenpreise ein entscheidender Punkt. Wir erreichten immer, dass wir möglichst viel vermietbare Quadratmeter auf einem Grundstück realisieren konnten. Das war natürlich ein gewichtiger Punkt für Investoren.

Sie haben bereits die spezifischen Berliner Bedingungen der damaligen Zeit angesprochen. Hat die Insel-Stellung von Berlin eine Rolle für Ihre Arbeit gespielt?

H.B.: West-Berlin wurde von der Politik und den Parteien mit ganz besonderen Augen angeschaut. Außerdem war Berlin immer Aushängeschild: Wenn es in Berlin klappt, dann klappt es auch im Bund ...

I.B.: West-Berlin, das merkte man natürlich auch nach 1989 besonders, hing ökonomisch ganz stark an der Bundesrepublik. Es gab hier sehr viele Subventionen, und diese wurden auch ausgenutzt. Nach der Wiedervereinigung wurde das alles zum großen Teil wieder gekappt. Darauf folgten sehr schwierige Jahre für Berlin, die schließlich zum unseligen Entschluss führten, den Großteil der Sozialwohnungen zu verkaufen.

Es waren also prinzipiell günstige Bedingungen für Ihr junges Architekturbüro?

I.B.: Ja. Aber es gab damals die Kostenmiete, die man nicht überschreiten durfte. Diese errechnete sich aus allen Baukosten, einschließlich der Finanzierungskosten, die damals – es war ja noch Hochzinszeit – sehr hoch waren. Unsere Aufgabe war zum einen, diese Kostenmiete nicht zu überschreiten, zum anderen aber, daraus ein Maximum an Wohnwert zu erzielen. Das war auch ein bisschen „Schmuggelware“. Den Investoren kam es aber insofern zugute, als die Wohnungen sofort vermietet werden konnten und nicht leer standen.

Das Stichwort „Wohnwert“ würde ich gerne aufgreifen: Was für eine Art von Wohnen und Leben haben Sie sich für Ihre Wohnungen vorgestellt und gewünscht?

H.B.: Ganz pragmatisch: Ein Leben, wie wir es auch selbst leben wollten, und auch heute noch leben. Dass man das gesamte Leben erlebt, egal, wo man sich aufhält. Also nicht diese abgeschlossenen Kästchen, sondern beispielsweise Wohnküchen, die dementsprechend so organisiert sein sollten, dass die in der Küche tätige Person nicht mit dem Rücken zum Raum steht.

I.B.: Diese Art von Küchen kommen

Links: Inken Baller im Gespräch mit
Elina Potratz, 2023,
Foto: Till Budde

Rechts: Wohnhäuser Fraenkelufer,
ineinander übergehende Raumfolgen,
Foto: urban fragment observatory

ja aus dem alten Dienstboten-Modell. In einfacheren Familien gab es früher schon eine große Wohnküche...

H.B.: ...und die Kombination von Küche und Wohnraum, und das kann bis zu einer Landschaft führen, die man auch Wohnlandschaft nennen kann. Aber das sind alles keine besonders originellen Begriffe. Das Originelle daran ist nur, dass wir es *gemacht* haben. Dass wir es unter den Bedingungen, die wir vorgefunden haben, auch haben realisieren können. Das nämlich ist die große Kunst gewesen, die man überhaupt nicht sieht. Denn wir mussten zusehen, dass wir mit der Kostenmiete klarkommen, sonst hätte sich das ganze Ideale gar nicht entfalten können. Das, was in den Vorschriften stand, wurde von uns idealisiert oder verschönert.

Sie hatten bei Ihren Projekten also grundsätzlich keine anderen Voraussetzungen als andere Architekturbüros?

H.B.: Wir haben genauso die Vorschriften eingehalten wie jede der anderen blöden Kisten hier.

I.B.: Wir mussten für jeden Wohnungsgrundriss den für den sozialen Wohnungsbau notwendigen Möblierungsnachweis erbringen, auch wenn wir ganz andere Arten von Räumen entwarfen. Unser Vorbild war der Berliner Altbaubestand mit seiner Durchgängigkeit, Durchlässigkeit und Weiträumigkeit – den haben wir sehr genau studiert. Natürlich konnten wir das nicht mit den hohen Decken und diesen vielen Quadratmetern erreichen, aber wir





Links: Philosophisches Institut,
Foyer mit doppelter Glasfassade,
Foto: urban fragment observatory

Rechts: Hinrich Baller im Ge-
spräch mit Elina Potratz, 2023,
Foto: Till Budde

haben versucht, es in reduzierter Form zu schaffen.

Welche gängigen Vorstellungen von Wohnen haben Sie denn besonders gestört? Was wollten Sie infrage stellen?

H.B.: Alles, was irgendwie rückständig und Muff von tausend Jahren war...

I.B.: ...oder: was nicht veränderbar, adaptierbar war. Während der sechziger und siebziger Jahre wurde das Märkische Viertel gebaut. Dort gab es sogenannte halbe Zimmer für die Kinder, die sieben oder acht Quadratmeter groß waren. Das ist eigentlich nicht zumutbar, vor allem langfristig nicht. Außerdem war faktisch jeder Raum in der Plattenbauweise umstellt von tragenden Wänden, sodass man auch später kaum etwas verändern konnte. Die extrem hohe Funktionalisierung lässt kaum noch Interpretationsräume zu.

H.B.: Es waren aber auch falsche Interpretationen vom Leben. Weil das Leben gar nicht mehr so war, wie es dort in den Regeln und Vorschriften stand. Das klassische Elternschlafzimmer war zum Beispiel fast immer der größte Raum, obwohl man ihn nur zum Schlafen brauchte. Das ist natürlich eine Fehlinvestition, denn vielleicht braucht man irgendwann im Leben einfach für etwas anderes eine große Fläche – zum Beispiel, weil jemand Tänzerin ist oder auch nur sein möchte, oder eine Werkstatt einrichten will. Dazu braucht man Platz, und je kleiner die Zimmer sind, umso weniger kann man Gegenstände herumstellen. Dieses Flexible zu übersetzen,

dieses Immer-wieder-anders-leben-Wollen, war letztlich das Ziel: All das sollten unsere offenen Raumzonen anbieten.

Worauf mussten Sie dafür verzichten?

I.B.: Das bedeutete eine Minimierung von Verkehrsflächen, es gab daher keine abgeschlossenen Flure. Denn gleichzeitig durften wir ja die im sozialen Wohnungsbau vorgeschriebenen Wohnflächen nicht überschreiten.

H.B.: So kam man schon fast automatisch auf den Gedanken, die Räume ineinanderfließen zu lassen, denn wie soll man sonst großflächige Räume hinbekommen? Sie können all unsere Wohnungen anschauen – in jeder kann man Musik machen oder sonst etwas – das ist alles kein Problem, man muss nur ein bisschen herumschieben. Das war unser Wunsch – nicht irgendwelche originellen Wohnvorstellungen.

Wer oder was waren die größten Einflüsse auf Ihr Schaffen?

H.B.: Wir haben natürlich jede Silbe von Hans Scharoun und von Hugo Häring studiert, das war völlig selbstverständlich.

I.B.: Oder ältere Architekten: Gaudí zum Beispiel und seine Casa Mila, die aufgrund ihrer Baustruktur sehr flexibel ist und heute ganz anders genutzt werden kann, auch wenn sie von 1900 ist. Mit den unterschiedlichen Treppenhäusern konnten diese großen Wohnungen in kleinere unterteilt werden. Das ist eine langfristige Flexibilität, die ebenso ökonomisch wie ökologisch ist. Das war in der strengen Funktionalisierung des Massenwohnungsbau der sechziger und siebziger Jahre vollständig verloren gegangen.

Welche Methoden haben Sie im Einzelnen angewendet, um Qualitäten in Ihre Gebäude einzuschmuggeln?

I.B.: Im Wesentlichen war es die Reduzierung der tragenden Wände innerhalb des Wohnungsgrundrisses. Es war ein weitgehendes Skelettieren mit einem nur geringen Anteil von tragenden Wänden, meistens Wohnungstrennwände und Treppenhauswände, die bereits aus brandschutztechnischen Gründen tragende Wände sein mussten. Wir haben immer relativ methodisch den Faktor zwischen Außenwand und Volumen berechnet. Denn gerade dieses Verhältnis Außenwand zu Volumen hat einen starken Einfluss auf die Kosten, aber auch auf die Ökologie. Das haben wir schon in den siebziger Jahren sehr penibel untersucht.

Wie wichtig war es dabei, bis ins Detail zu gehen?

H.B.: Man muss bis ins Detail gehen – anders geht es nicht.

I.B.: Ein anderer Punkt ist die Typisierung. Heute wird Typisierung schnell in diesen großen Kisten gedacht, was sehr gefährlich ist, weil das einfach keinerlei Flexibilität zulässt. Typisierung lässt sich jedoch sehr gut in kleineren Teilen umsetzen. Zum Beispiel gibt es beim Fraenkelufer viele typisierte Elemente: Fenster, Geländer und Stützen sind alle in Serie hergestellt worden.

Haben Sie Ihre Arbeit als Architektin, als Architekt, als politisch empfunden?

H.B.: Ja! Wir haben uns schon im Studium politisch gebildet, Inken war Spezialistin für Sozialisation, und ich mehr für Politik im Großen. Da waren wir durchaus sachkundig und in der Lage, mit entsprechenden anderen Fachleuten zu diskutieren. Auch die entsprechende Grundliteratur hatten wir drauf – also nicht nur Marx und Engels und so weiter, um die ging es meistens nicht –, sondern eher



diejenigen, die diese ausgelegt hatten. Denn, so weit wie Marx gekommen ist, reicht es nicht – das muss schon noch ein bisschen weitergehen.

I.B.: Es gab damals in den sechziger und siebziger Jahren sehr viel sogenannte graue Literatur, also Raubdrucke, etwa die psychoanalytische Literatur von Anna Freud, die auch über Raum und Entwicklung, gerade im Bereich der Sozialisation, nachgedacht hat. Ein Beispiel in unserer gebauten Praxis ist, dass wir fast immer Fenster gemacht haben, die bis unten reichen, sodass jedes Kind – auch ein Krabbelkind – hinausschauen kann. Ich bin überzeugt, dass das etwas ausmacht bei Kindern.

I.B.: Ich finde es wichtig und auch *notwendig*, dass ein Kind rausschauen kann. Zudem sind es die räumlichen Erfahrungsmöglichkeiten. Wir haben auch oft Höhenversprünge in den Wohnungen: Kinder finden das ganz toll, wenn sie diese ersten drei Stufen hoch- und runterkrabbeln können. Das sind wichtige Erfahrungen.

Sie haben eine sehr eigene Architektursprache entwickelt, die eine hohe Wiedererkennbarkeit hat. Man könnte zunächst meinen, dass diese Formensprache Selbstzweck ist. Bei näherer Beschäftigung mit Ihren Gebäuden hatte ich jedoch den Eindruck, dass die Formensprache sich



Inken Baller und Hinrich Baller im Gespräch mit Elina Potratz, 2023, Foto: Till Budde

immer aus den spezifischen Begebenheiten vor Ort entwickelt hat. Und dass Ihnen gerade Ihre Freiheit in der Formensprache es ermöglicht hat, diesen Begebenheiten zu begegnen...

H.B.: Ja, diese Freiheit muss man sich erarbeiten, und die muss man verfügbar haben, um überhaupt einigermaßen frei denken zu können.

I.B.: Es hängt natürlich von den jeweiligen Grundstücksbedingungen ab, zum Beispiel konnte das Haus an der Lietzenburger Straße nur an der Lietzenburger Straße stehen. In der Form und der Art ist es einfach ganz eindeutig für diese spezifische Situation, mit dieser lauten Straße, gemacht, da die Balkone einen Schutz gegen den Straßenlärm bieten. In den Hof hinein konnte man die Wohnung gar nicht bringen, weil es dort so unwirtlich ist. Dagegen ist die Straße noch wunderbar.

War Ihnen eigentlich eine persönliche Handschrift wichtig?

H.B.: Nein, die hat sich so ergeben.

Was hat es mit der Verspieltheit dieser, für ihre Bauten typischen, ornamentalen Metall-Geländer in hellgrün auf sich?

H.B.: Also fangen wir mal mit dem einfachsten an: der Farbe. Es gibt bei Metall eigentlich nur dieses Türkis, das natürlich vorkommt, nämlich bei Kupfer. Wo die Formen dagegen nun herkommen, das weiß man nicht – das ist eine künstlerische Sache, und darin habe ich natürlich die größten Aktien.

I.B.: In Sizilien gibt es diese Balkone, die so ein bisschen ausbauchen. Das sind ganz einfache Flacheisen, die etwas gebogen sind. Diese sind immer nur übereinander genietet und haben trotzdem eine räumliche und manchmal sogar florale Wirkung. Aber es sind, wenn man genau hinguckt, unglaublich einfache Formen. Und solche Dinge lassen sich ins Heute übersetzen. Auch unsere Geländer waren eigentlich immer aus ganz wenigen Formen zusammen-

gestellt, ohne komplizierte Eckverbindungen, und sie waren auch nicht teuer.

H.B.: Am Schluss ist es so, dass wir uns auch mit dem Handwerker völlig einig sind, wie er das macht, und er macht uns dann auch den passenden Preis, denn ohne den passenden Preis ist das ganze Ding nicht existenzfähig – das ist das Entscheidende.

Kann man das als einen Kern Ihrer Arbeit oder Ihres Ansatzes sehen: Aus dem Material und der Konstruktion zu denken und daraus eine Komplexität zu entwickeln, der aber ganz einfache Prinzipien zugrunde liegen?

I.B.: Material und Konstruktion spielen schon eine sehr wichtige Rolle. Wir hatten immer das Glück, die ganze Zeit über, bis 1989, mit dem gleichen Tragwerk-Ingenieur zusammenzuarbeiten – Gerhard Pichler. Natürlich haben wir uns mit ihm beraten und viel voneinander gelernt. Das war eine sehr enge Zusammenarbeit.

In der Ausstellung und Publikation zu Ihrem Werk „Visiting Inken Baller und Hinrich Baller, Berlin 1969 – 1989“ von ufofu aus dem Jahr 2022 ging es auch um den Blick der Bewohnenden auf Ihr Werk. Wurde Ihr Schaffen aus unterschiedlichen Kontexten auch unterschiedlich bewertet?

I.B.: Ja, sicher. Die Bewohner waren eigentlich immer sehr einverstanden. Es gibt beim Fraenkelufer ewige Wartelisten. Die Rezeption von der offiziellen Seite in den siebziger und achtziger Jahren dagegen war oft eher kritisch, wir

wurden unter anderem als Freizeitarchitekten bezeichnet...

H.B.: ... außerdem wurden die Bauten von den Kosten her immer völlig falsch eingeschätzt...

I.B.: ... ja, sie wurden viel zu teuer eingeschätzt, was jedoch nicht stimmt. Die Gebäude wurden ein wenig in die populistische Richtung gedrängt. Das fand ich manchmal etwas schwierig, denn die Leute haben sich ja dort wohlfühlt. Man kann also sagen, dass die fachliche Diskussion etwas ambivalent war.

H.B.: Wir sind Außenseiter, ja, denn wir kümmern uns darum, was die Leute denken. Viele Architekten haben jedoch ein zu simples Kategoriensystem.

I.B.: Über die normalen Standards hinauszukommen, ist auch mit unglaublich viel Arbeit verbunden – das ist Selbstausschöpfung, gar keine Frage. Dazu sind viele Architekten gar nicht bereit, und so ist es für sie vielleicht einfacher, die anderen abzuqualifizieren.

Wie war die Arbeitsteilung in Ihrem Büro?

I.B.: Wir haben immer gesagt, er, Hinrich, ist ein bisschen mehr der Außenminister, und ich die Innenministerin. Hinrich hat sehr viel die Außentermine und ich mehr die internen Geschichten gemacht. Wir haben ja auch immer Wohnung und Büro zusammen gehabt, mit unseren beiden Kindern – das war immer eins, untrennbar verbunden.

H.B.: Ich habe es eigentlich immer als dasselbe erlebt: Dass das, was ich vorhin über den Lebensraum gesagt habe, auch für unser Miteinander und unser Zusammensein galt. Aber es war auch nicht ganz einfach mit zwei Kindern...

I.B.: Viele meinen ja, Büro und Wohnen müsse man trennen. Doch dieses Private und Öffentliche, Freizeit und Arbeit – das waren für uns eigentlich keine Begriffe, sondern es ging alles ineinander über. Das ist etwas, das ich bis heute noch als Qualität sehe.

Bei der Recherche zu Ihnen sind mir immer wieder Beiträge aufgefallen, in denen ausschließlich von Hinrich Baller die Rede ist. Haben auch Sie in der Öffentlichkeit manchmal eine gewisse Asymmetrie der Aufmerksamkeit wahrgenommen?

I.B.: Das war damals eben so. Ich erzähle dazu eine kleine groteske Geschichte: Ich habe meinen Mitarbeitern immer die Architektentätigkeiten bescheinigt, sodass sie sich in die Berliner Architektenliste eintragen lassen konnten. Ich selbst jedoch bin nicht auf die Architektenliste gekommen, weil ich nur als die Frau galt, die nur so tut, als ob sie arbeitet. Es gab dann irgendwann ein „Jahr der Frau“ – und da hat Hinrich einen Protestbrief an die Architektenkammer geschrieben.

Können Sie in Grundzügen beschreiben, wie sich Ihr Weg nach Ihrer privaten und beruflichen Trennung 1989 jeweils gestaltet hat?

H.B.: Mit meiner darauffolgenden Büropartnerin und Frau, Doris, habe ich das Dachgeschoss unserer neuen Wohnung in Charlottenburg ausgebaut. Hier konnten wir auch das Büro unterbringen. Sonst hat sich bei mir, etwa bei meiner Professur in Hamburg, gar nichts geändert.

I.B.: Bei mir hat sich *alles* verändert (*lacht*). Das Jahr 1989 war sozusagen der *Reset*: Zum einen bin ich als Professorin an die Hochschule nach Kassel gegangen. Wir haben dann unsere Projekte aufgeteilt, und ich brauchte für meinen Teil der Projekte auch Räumlichkeiten. Ich habe durch Zufall an der Hasenheide drei Hinterhofwohnungen für 'nen Appel und 'n Ei gekauft, dort im Erdgeschoss das Büro

und darüber meine Wohnung eingerichtet. Mit meinem Büro hatte ich dann irgendwann neun bis zehn Mitarbeiter, sodass wir noch ein bisschen erweitern mussten. Anfang der 2000er-Jahre jedoch gab es diesen großen Einbruch in der Bauwirtschaft und bei den Architekten. Zu dieser Zeit hatte ich eine Professur und die Vize-Präsidenschaft in Cottbus inne, sodass ich das Büro abgebaut habe. Auch, als es wieder aufwärts ging, habe ich nicht noch einmal mit einem Büro wieder angefangen.

Ihr Werk und Ihr Leben sind eng mit Berlin verbunden. Was würden Sie sich für die Zukunft oder die Entwicklung dieser Stadt wünschen?

H.B.: Ich finde diese Muffigkeit, die sich in Berlin ausgebreitet hat, unwürdig, einfach unmöglich. Da ist die Stadt ja beinahe musikalisch besser als architektonisch.

I.B.: Ich würde mir wünschen, dass es wieder etwas mehr Mut gibt. Wenn man sich die heutige Architektur anschaut, auch diese ganzen neuen Wohnungsbauten: Das ist alles viel zu kommerzialisiert und trivialisiert. Berlin hat immer viel herumexperimentiert und auch die Freiräume, die durch diese Sonderlage entstanden waren, genutzt. Doch die Möglichkeits- und Experimentierräume werden heutzutage immer kleiner und kleiner. Ich bin eine begeisterte Berlinerin, aber ich sehe schon, dass sich da etwas zurückentwickelt.

IMPRESSUM

Großer BDA-Preis 2023
Inken Baller und Hinrich Baller

Diese Festschrift erscheint anlässlich der Verleihung des Großen BDA-Preises 2023 am 15. September 2023 im Museum für Angewandte Kunst Köln.

Herausgeber
Bund Deutscher Architektinnen und Architekten BDA
Wilhelmine-Gemberg-Weg 6
10179 Berlin
kontakt@bda-bund.de
www.bda-architekten.de

Konzept
Elina Potratz, Benedikt Hotze und Tarek Megahed

Lektorat
Elina Potratz, Alice Sárosi, Christl Schneider

Satz und Layout
Tarek Megahed

Auflage
750

Druck
medienzentrum süd, Köln

Lithografie
Europrint Medien, Berlin

Berlin 2023

Das Copyright der Abbildungen liegt bei den Fotografinnen und Fotografen / Inhaberinnen und Inhabern der Bildrechte.

Mit freundliche Unterstützung von

moderne stadt

Autorinnen und Autoren

Dipl.-Ing. Benedikt Hotze studierte in Braunschweig und Lausanne Architektur, war 22 Jahre lang Redakteur bei Bauwelt und BauNetz und lehrte Architekturvermittlung in Bochum und Cottbus. Seit 2015 ist er Pressereferent des Bundes Deutscher Architektinnen und Architekten BDA.

Dipl.-Ing. Thomas Kaup studierte Mathematik und Physik in Tübingen sowie Architektur in Berlin und Cambridge, MA. Er war Redakteur und Autor für Arch+ und gründete 1996 Kaup + Wiegand Architekten in Berlin. Er war 1. Vorsitzender des BDA Berlin und ist seit 2019 Vizepräsident des BDA.

Elina Potratz, M. A., studierte Kunst- und Bildgeschichte in Leipzig und Berlin. Seit 2016 ist sie tätig in der Redaktion von der architekt (heute Die Architektur), seit 2021 als Chefredakteurin.

urban fragment observatory (ufo ufo) ist ein Raumforschungskollektiv in Berlin. ufo ufo sucht nach Räumen, die unterschiedliche Lebensweisen ermöglichen; Räume, die nicht standardisiert und dennoch bezahlbar sind. ufo ufo sind Jeanne Astrup-Chauvaux, Sebastian Díaz de León, Lena Löhnert und Florine Schüsckhe.

Prof. Dr. Georg Vrachliotis: siehe Seite 25